

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Mailied.

In des Males schönen Tagen,
Auf, frisch auf! und laßt uns jagen
Durch den Wald und durchs Gefild.
Unsre Jagd gilt nicht den Füchsen,
Nicht den Hasen, Reh'n und Luchsen,
Frei sei heute jedes Wild.

Auf, frisch auf! und laßt uns jagen
Alles Jammern, alles Klagen,
Alle Not und Qual und Last;
Jagen laßt uns, was uns brüdet,
Was uns zwingt und drängt und brüdet
In den tiefsten Waldmoraß!

Jagt die reichen Hungerleider
Und die Hasser und die Reider
In den dicksten Dornenstrauch!
In die Nesseln werft den Haderer,
An den Baum hängt jeden Raderer
Und die Herrn Jenseiten auch.

Heute muß die Jagd gelingen:
Hört ihr nicht das Vöglein singen
Auf des Males Blütenast?
„Wer die Freude will gewinnen,
Muß zuvor den Kampf beginnen
Mit des Lebens Leid und Last.“

Hoffmann v. Fallersleben.

Das Tagewerk vor Sonnenaufgang.

Von Manfred Ryber.

Es waren eine Schmiede und ein Schmied. Der Schmied aber war ein besonderer Schmied, denn sein Tagewerk lag vor Sonnenaufgang. Das ist ein sehr hartes Tagewerk. Man wird müde und traurig dabei. Man wird still und geduldig dabei. Es gehört viel Kraft dazu. Denn man lebt einsam und schmiedet in der Dämmerung.

Jetzt war es Nacht und der Schmied war nicht in seiner Schmiede. Der Feuergeist in der Esse schlief. Nur sein Atem glomm unter der Asche und streute dazwischen einen sprühenden Funken in die Finsternis. Aber der Funke erlosch bald. Nur ein schwacher Lichtschein blieb und hastete suchend und irrend durch das Dunkel der Schmiede.

Der Blasebalg ließ seinen großen Magen in lauter griesgrämigen Falten hängen. Er sah aus wie ein dicker Herr, der plötzlich abgemagert ist. Man hätte darüber lachen können, aber in der Schmiede war niemand, der zu lachen verstand.

Der Amboss drehte seinen dicken Kopf mit der spitzen Schnauze langsam nach allen Seiten und sah sich das alte Eisen an, das heute geschmiedet werden sollte. Es war nicht viel. Nur einige Stücke. Sie lagen in einer Ecke und waren beschmutzt und verstaubt, wie Leute, die eine weite und beschwerliche Wanderung hinter sich haben.

Der Amboss ärgerte sich. „Was für ein hergelaufenes Gesindel hier zusammenkommt! Ein Glück, daß es zuerst in die Esse muß, ehe es mir auf den blanken Kopf gelegt wird. Es wäre sonst zu unappetitlich. Danke bestens. Unserer ist sauber.“

Der Amboss rümpfte verächtlich die große Schnauze und lehnte dem alten Eisen den Rücken zu. Der Amboss war ein Dickkopf. Er dachte nicht daran, daß er ja auch aus Eisen war und daß das alte Eisen, das so weit gewandert war, auch so blank werden würde, wenn es der Feuergeist erfassen und der Hammer schmieden würde. Er dachte, es gäbe bloß blankes Eisen und schmutziges und bestaubtes — von vornherein — und dabei bliebe es. Es war eben ein Dick-

kopf und er wußte auch nicht, wie mühsam sein Meister dies alte Eisen gesammelt hatte, um es umzuschmieden in der Dämmerung.

Das alte Eisen fühlte sich sehr erleichtert, als der Amboss ihm den Rücken gekehrt hatte und es seine abweisenden Blicke nicht mehr fühlte. Es hatte sie deutlich gefühlt, trotzdem es so bestaubt und so beschmutzt war. Nun begann es, sich flüsternd zu unterhalten.

Es waren Stücke, die dem Alter nach sehr verschieden waren. Es waren ganz alte dabel, die eigentlich in die Karitatenkammer gehörten. Es waren auch ganz junge darunter, die nur wenige Jahre auf der Welt waren. Aber in ihrer Erscheinung waren sie sich alle ganz gleich.

„Sie sind so verrostet,“ sagte eine Kette teilnahmsvoll zu einem alten Schwert, „das ist eine sehr schlimme Krankheit. Sie fühlen sich gewiß nicht wohl?“

Das Schwert seufzte knurrend zwischen Griff und Klinge.

„Es ist ein altes Veld,“ sagte es, „ich habe es schon viele hundert Jahre. Es sind Blutflecke. Ich habe schreckliche Dinge gesehen auf meinem Lebensweg. Ich ging durch viele Hände. Einer erschlug den andern mit mir. Einer nahm mich dem andern fort, um wieder andre zu erschlagen. Alles Blut und alle Tränen haben sich in mich hineingefressen. Ich habe wenig Ruhe gehabt. Ich bin im Blut gewatet und der, der das meiste Blut vergossen, läutete die Glocken mit denselben Händen und nannte das seinen Sieg.“

„Ich bin nur wenige Jahre alt,“ sagte ein junger Säbel, „aber ich habe ganz dasselbe erlebt.“

„Ich habe andere Siege gesehen,“ sagte ein alter rostiger Riegel. „Ich sah Menschen, die gesiegt hatten über sich und die Welt mit ihren Gedanken. Ich verschloß die Türe, hinter der man sie einsperrte. Sie saßen und verkamen in ihrem Kerker. Aber ihre Gedanken gingen durch die Kerkertüre an mir vorbei und gingen hinaus in alle Straßen.“

„Ich bin weit jünger als Sie,“ sagte ein anderer Riegel, „aber ich habe dasselbe tun müssen und habe dasselbe gesehen.“

Der Feuergeist in der Esse atmete stärker und der erste Schein der Morgendämmerung zog über das alte Eisen. Es wurde sehr verlegen und bedrückt, denn nun traten die vielen Flecke noch deutlicher hervor, als im Licht des Feuergeistes, der in der engen Esse mühsam atmet. Das alte Eisen sah traurig auf seinen beschmutzten Körper und redete wirr und klagend durcheinander.

„Ich hab einen Mörder halten müssen,“ jammerte die Kette, „es war in seiner letzten Nacht. Neben ihm saß ein Mann im Talar und hatte ein Buch in der Hand, auf dem ein goldenes Kreuz draufstand.“

„Ich habe im Schlachthaus arbeiten müssen,“ sagte ein lauges Messer, „ich habe Tausenden von Geschöpfen ins entsetzte Auge gesehen, ehe es erlosch. Ich habe tausend Tierseelen umherirren gesehen in einem Hause voll Blut und Grauen. Dabei war ein Stück von mir früher eine Perle im Rosenkranz eines alten stillen Mannes. Es war in Indien und der alte stille Mann legte den Weg vor sich mit schwachen Armen, um kein Geschöpf zu treten. Er nannte den Wurm seinen Bruder und bat für ihn um den Segen seiner Götter. Er sprach von der Kette der Dinge. Er zeichnete das Hakenkreuz in den Sand und fingerte ergeben seinen Rosenkranz, wenn der Wind es verwehte. Die fremden Priester aus Europa höhnten den Glauben des alten Mannes.“

„Wir haben jetzt Europa und seine Kultur,“ sagte der Säbel grimmig und schüttelte eine alberne goldene Troddel ab, die an ihm hing.

„Wir müssen durch viele Formen wandeln,“ sagte das Messer, „das weiß ich von dem alten Mann in Indien. Nur weiß ich nicht, in welche wir kommen sollen.“

„In diesen Formen können wir nicht bleiben!“ riefen alle durcheinander. „Wir sind schmutzig und voller Flecken. Wir wollen umgeschmiedet werden. Wir wollen zum Feuergeist und um eine andere Form bitten. Aber wir wollen nicht warten, bis die Sonne aufgeht. Wir wollen nicht, daß die Sonne uns so findet. Dann beschelt sie

unseren Schmutz und unsere Flecken. Aber der Schmied wird nicht so bald kommen. Er schläft gewiß noch."

Da flog eine Funke aus der Esse mitten in das alte Eisen hinein.

"Der Schmied schläft nicht. Er wird gleich kommen," zischte der Funke, "es ist ein besonderer Schmied. Sein Tagewerk ist vor Sonnenaufgang."

Dann erlosch der Funke.

Die Tür tat sich auf und der Schmied kam herein. Es war ein ernster stiller Mann mit traurigen Augen. Das kam von seinem Tagewerk. Er trat den Blasebalg, daß er alle seine Magenalters aufklappte und ganz dick anschwell. Der Feuergeist erwachte in der engen Esse und der Schmied hielt all das alte Eisen ins Feuer. Dann hob er es aus der Feuertasse und legte es auf den Amboss.

"Was soll aus uns werden — welche Form — welche Form?" fragte das alte Eisen und das Messer dachte an den armen alten Mann in Indien.

Der Schmied schlug zu. Die Funken stoben.

Er schmiedete nur eine Form, die letzte aller Formen. Er schmiedete die Seele des Eisens.

Es war sein Tagewerk.

Als es fertig war, stand eine glänzende Pflugschar auf der taufruchten Erde vor der Schmiede.

Da ging die Sonne auf.

Es ist leider nur ein Märchen . . .

Von Manfred Ryber. "Märchen" (Verlag B. Eicher, Stuttgart).

Ein Brief Lassalles an H. Heine.

Gustav Mayer ist es glücklich, Lassalles literarischen Nachlaß aufzuspüren, der besonders an unerschöpflichen Briefen eine überraschende Fülle bietet. Im I. Bande der "Nachgelassenen Briefe und Schriften" werden die Briefe von und an Lassalle bis 1848 geboten. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Sie behandeln in der Hauptsache die Baisfeld-Affäre und zeigen Lassalle von glühendem Eifer und sprühender Beredsamkeit befeuert, um das Recht der verfolgten Frau zu erkämpfen. Der Brief an Heinrich Heine vom November 1846, den wir abdrucken, ist ein prächtiges Zeugnis dafür. Lassalle wird ironisch, boshaft, drohend — weil Heine sich an der Kampagne für die Gräfin Baisfeld zunächst nicht beteiligen wollte.

Lieber Heine!

Als ich gestern Doktors (Arnold Mendelssohns) Brief erhielt, in welchem er mir in einem Bist von unbedeutlichen beschönigenden und ziemlich sinnlosen Phrasen meldet, daß Sie den geringen Freundschaftsdiens, um den ich Sie ersucht, oder vielmehr den ich von Ihnen gefordert, nicht erfüllen können und wollen, wollen und können — da war ich allerdings eine Minute lang betäubt, so betäubt wie etwa ein Ungläubiger, der eben ein Wunder sich ereignen sieht, das seine fünf Sinne nicht weglegen und doch auch nicht erklären können. Aber ich versichere Sie, ich war auch nur eine Minute lang erstaunt.

Es ist unter allen Umständen ein nützliches Wort: nihil admirari! Warum sollten Sie nicht eben auch sein wie so viele andere? Sie haben ganz recht. —

Soll ich Sie erinnern an das, was ich für Sie tat, soll ich Ihnen den Brief schicken, in dem Sie mir schreiben: "Noch nie hat ein Mensch das für mich getan, was Sie," soll ich mich soweit erniedrigen, Ihnen vorzuerzählen, was ich für Sie getan, getragen und geopfert habe? Sicher nicht! Nur soviel: Nie hätte ich für mich getan (was ich getan habe) für Sie, nie für mich (— bei) Büdler, Wahnagen, Meyer (beer, Offenbach, Mendelssohn etc. etc. antichambrieren und gebettelt, mich verhaßt gemacht durch Bitten, die man ebenso ungern erfüllte wie abschlug, und meinen leimenden Kredit durch unerschämte Forderungen erschöpft.

Glauben Sie, daß ich damals nicht alles wußte, wie ich durch Betreibung und so grenzenlos eifrige Betreibung Ihrer Angelegenheiten mir schade, sogar bei Ihren Freunden schade, die ich mit (zwei Worte unleserlich) auf ihnen lästige und fatale Schritte hinzwang, ein Verfahren, durch das, wie Sie wissen werden, man sich am meisten verhaßt macht. . . Alle diese Menschen hätten mir sehr gerne dies und das gewährt, wenn ich mit meinen Forderungen für Sie nachgelassen und sie nicht mit so eiserner Konsequenz an diesen und jenen Stichwörtern festgehalten hätte. Ich habe mir alle diese Menschen verschlossen und abgeneigt gemacht — Ihre wegen. Sie wissen, was es heißt, seinen Kredit erschöpfen. Das war sogar mit Ihren Freunden der Fall. Denken Sie, was Ihre Feinde, von denen Berlin wimmelt, erst dachten.

Ich fing damals an, in Berlin eine gesellschaftliche Karriere zu machen und eine Art Reputation zu bekommen, die ich zu mir sehr wichtigen Dingen anzuwenden gewußt hätte. Aber nun verbreitete sich durch Büdler und Humboldts Blandereien das Gerücht, ich wäre der erklärte Freund — Heines. Bei einem geschickten Rückzug und Preisgabe Ihrer, Ihnen gegenüber motiviert durch einen mindestens ebenso guten Brief, wie mir der Doktor schreibt, wäre viel zu verdienen gewesen. Ich tat es nicht und erlebte, daß sich manche Person von Bedeutung und Wichtigkeit von mir zurückzog. Ich stand gut mit Eichhorn (dem Minister), er hatte mit mir, ich mit ihm Pläne. Da fragte er mich, ob es wahr sei, daß ich diese und diese Demarchen für Sie gemacht. Aber ich war unerfahren genug, die Treue gegen einen Freund im Konflikt höher zu halten als die Karriere. Ich

sagte ja, sprach auch bei ihm für Sie, und die listigen grauen Neuglein Selmer Excellenz haben mir nie wieder zugelächelt. Doch — ich bin auch ein "junger unerfahrener Mensch".

Erinnern Sie sich jener frohen Stunde an Ihrem Kamin, wo Sie mir sagten: "Ach, wenn Sie erst so viel Erfahrungen gemacht haben werden wie ich!" Es mag was Wahres daran sein, nimmer aber hätte ich mir träumen lassen, daß ich an Ihnen diese Erfahrungen machen sollte! Genug davon.

Glauben Sie nicht, daß ich sehr genau die Beweggründe, die Sie abhalten, kenne?

Sie sind faul, Sie sind vornehm, Sie wollen sich wohl bemühen für mich, aber nicht unter Ihrem Namen. Sie treiben die Güte in der Tat so weit, mit Weill, der Ihnen doch so zuwider, darüber zu reden, und Artikel in den Corsaire Satan einzuschwärzen, aber der vornehme Heine würde nicht mit seinem Konfrater Jules Janin sprechen oder offiziell sich bei den Pariser Redaktionen bemühen.

Es soll unmöglich sein? Und doch ist der Gräfin d'Agoult möglich gewesen. Was die kann, können Sie sicher auch, und Sie könnten doch den Artikel aus dem Rheinischen Beobachter übersehen etc. Unmöglich, hören Sie, Heine, ohne Ihnen nahe zu treten, aber — wären Sie in Geldverlegenheit und wären dabei 5000 Fr. zu gewinnen — hol' mich und Sie der Teufel — es würde Ihnen bald möglich sein.

Sie wissen, Heine, was die Philister in ganz Deutschland über Ihren Charakter schreiben. Sie wissen auch, was ich dazu dachte. Aber wahrlich, ich sage Euch, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde etc. etc.

Lieber Heine, glauben Sie nicht, daß ich leidenschaftlich schreibe. Heute bin ich äußerst ruhig und abgefeilt. Und wenn ich leidenschaftlich wäre, wer hat denn immer früher so sehr "die seltene Einigung von Passion und Berstandesklarheit bewundert?" Nur die Erfahrung geht mir ab — Gott behüte mich vor den Folgen Ihrer Erfahrung, Freund.

Vielleicht darf man Ihrem kranken Zustande Ihre Antwort zuguthalten. Vielleicht ja aber schwer, man könnte wohl Ihrem Zustande eine Unklarheit des Kopfes zuguthalten, das aber liegt nicht vor. Was vorliegt, ist sehr klar, abgequirter Alltagsgeizismus und Erbarmlichkeit, ist Seichtigkeit des Herzens.

Aber dennoch will ich Ihnen auf einen Tag lang zuguthalten. Aber auch nicht länger. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie Artikel, ganz ebenso fulminant wie die von mir geschickten, im Journal des Débats, Times und Allgemeiner Augsburger umgehend erscheinen lassen sollen. Ich beharre auf meinem Verlangen.

Tun Sie es nicht, so ist es mir auch recht.

Ich bin unaussprechlich gleichgültig geworden . . .

Denn gerade herausgesagt, und das ist meine sehr ruhige Meinung: Sie haben mir Pflicht, Liebe und Treue gebrochen. Wenn Sie es bei diesem dreifachen Treubruch sein Bewenden haben lassen wollen, so werden Sie einen sichern Profit machen. Sie werden der Unbequemlichkeit meiner Forderungen für immer ausgewichen sein und nie mehr erleben, daß ich mich je wieder in freundschaftlichem noch feindschaftlichem noch gleichgültigem Sinne an Sie wende. Einen Ehrenplatz werden Sie immer bei mir einnehmen, ich würde Sie nämlich obenan stellen auf die Liste meiner "Erfahrungen".

Wollen Sie also nicht, so schreiben Sie mir ein kurzes "Nein", ich komme dann selbst nach Paris, um, was mir an ihrem Soutien (Hilfe) abgeht, durch persönliche Gegenwart zu ersetzen. Uebrigens brauchen Sie sich dann in diesem Falle durchaus nicht vor meinem Besuche zu fürchten. Ich erspare ändern und mir gerne meine Gegenwart, wenn sie doch nur beschämend und demütigend wirken kann . . .

Lassalle.

Was tut eine gute Mutter?

Sie pflanzt in das Herz ihrer Kinder Liebe zu allem Guten und bewahrt sie vor bösen Einflüssen.

Sie gibt ihnen eine frohe Jugend, damit sie mit Freude an ihre Kindheit zurückdenken können.

Sie vernachlässigt keines in ihrer Liebe, sondern ist gerecht und gleichmäßig gegen jedes.

Sie hat im Gewähren und Versagen der Bitten der Kinder keine Launen.

Sie läßt das Kind, das sie gestraft hat, fühlen, daß es ihr wehe tut, strafen zu müssen, und nimmt es nachher liebevoll wieder auf.

Sie achtet auf der Kinder Haltung und Gebärden und bekämpft häßliche Manieren.

Sie lehrt ihre Kinder höflich sein gegen jedermann.

Sie duldet keine Tierquälerei.

Sie duldet nicht, daß ihre Kinder gegen Arme und Gebrechliche rücksichtslos sind.

Sie gewährt ihren Kindern eine gewisse Selbständigkeit, weil sie weiß, daß eigene Erfahrung klug macht.

Sie härtet ihre Kinder gegen Wind und Wetter ab und gewöhnt ihnen allzu große Empfindlichkeit gegen die Unbilden des Lebens ab.

Sie lehrt ihre Kinder, daß Hoffnung nicht zuschanden wird, wenn auch unsere Wünsche sich oft nicht verwirklichen, wie wir übermäßig glauben.

Ihr Arbeiter, Millionen Fiebernde, Gepreßte,
Die ihr, vom Bahn nughvollen Werk umstrahlt,
Als Sieger aufrecht durch die Zeiten schreitet,
In wieviel Bildern namenlosen Heldentums,
— Gestählter Brust, mit wild und sichern Gesten,
In Ansturm, Dual, Triumph und endlicher Gewalt —
Fühl ich die Zeichen eures ewigen Ruhms
In meinem Innern tragisch aufgemalt!

Ich liebe euch, ihr hellen, frischen Pferdejugen,
Die ihr den lichten Sturm der wiehernden Gespanne
Mit starken Händen stählern niederpreßt,
Und euch, Holzfäller, Einsame im Duft der Tannen,
Und euch, die nur das Feld, die magre Scholle freut,
Ihr Bauersleute, müd und alt und wetterfest,
Die ihr das Saatkorn mit breitem Schwünge
Immer erst aufwärts freut,
Damit es, bevor es in Erde sinke,
Noch die Luft und vom silbernen Lichte trinke.

Und euch, Matrosen, die, ein fimpel Lieb
Auf euren Lippen, eines Nachts ins Ferne zieht,
Wenn sich vom süßen Südländwind die Segel blähen,
Die Masten zittern und das Tauwerk klingt.
Und euch, Lastträger, die auf breitem Rücken
Von all den Schiffen, die durchs Weltall gehen,
Die bunte Last an goldnen Landungsbrücken
Stapfend und stark ans sichere Ufer bringt.

Und euch, ihr Sucher der halluzinierenden Metalle
Hoch dort am Rand der Welt, wo sie in Nacht vereist

Und euch der Frost mit seiner Riesentralle
Erbarmungslos in seine Fänge reißt,
Und euch, für ewig unter unsre Welt Gesenkte,
Ihr Minengräber in den engegehöhlten Stollen,
Die ihr, die Lampe in den Zäunen festgezwängt,
Die dunkle Ader der verborgnen Kohlen
In einsam unbekannter Müh vom Felsen sprengt.
Und euch, ihr Hämmer in den heißen Schmelzen,
Stirnen von Gold und Einte, die den Rauch durchblecken,
Gefrümmte Rücken, draus sich Muskeln schaffend recken
Am Ambos und wo rot im Bad das Eisen siedet.
Ihr erzgeschmiedeten heroischen Gestalten,
Ewig dem Werk gemäß, das immer höher steigt,
O, wie in diesen Städten voll gefährlicher Gewalten
Mein Herz sich heiß und brüderlich hin zu euch neigt!
O, diese Arbeit, wie sie finster, jäh und rastlos wüthet,
In Land und Meer und in der Erde Eingeweide,
Das einzige, das unsre Welt, die sich in Länder scheidet,
Noch ehern wie ein Riesenring zusammennietet!
O Mannestaten, viel vergessen, kaum genannt,
Millionen Arme und nie träger Hände,
Und alle sie, vom einen bis zum anderen Ende
Zu einem einzigen Willen siegreich angespannt:
Dem alten Weltall nun das Siegel irdischer Gewalten
Feurig und rot auf die besiegte Stirn zu drücken,
Flüsse zu trocknen, Berge zu verrücken
Und alle Ordnung, rings in Meer und Land
Nach einem neuen Willen zu gestalten.

Emile Verhaeren.

Frühling.

Zum Teufel die Fabrik! Zum Teufel die Arbeit! Ich will
heute feiern! Ich will frei sein! Ich bin ein Mann! Ich kann,
was ich will! Frühling! Frühling!

Meine ölige und kohlenerfüllte Mütze werfe ich in die braun-
dunkle Schlafstubenede, und aus der Schrankschublade nehme ich
meinen Strohhut — den sonnvergilbten Strohhut des Vorjahres.
Dieser Strohhut — er ist mir Symbol! Frühling! Frühling!

Wie es aus meinem Herzen heraussprudelt — wie es in mir
gärt — wie etwas an mir reißt — wie mein Kopf wirbelt — wie
mein Auge springt — wie meine Seele zittert! Frühling! Frühling!
Wandern! Wandern!

Lebe schlecht, Stadt! Ich hasse dich — du dunkle Fabrikstadt —
lebe schlecht! Ich will heute wohlleben! Ein freier Mensch will ich
sein! Das fordert mein Herz von mir. Und heute, weil es Früh-
ling ist, will ich meinem Herzen folgen!

Dort steht der rote Dom! Sein dickleibiger Turm ist wie ein
augenkurbelnder Jesuitenpater. Falsch ist dieser dickleibige Turm,
jezt reißt er sein Maul auf, jetzt will er mit glockengetragener
Stimme über all das Elend, über all den Schmutz der Fabrikstadt
hinwegtuscheln — alle Not, Kampf, Dual und allen feilschen
Zwiespalt will er vertuschen, um selber an fetten Tafeln zu speisen.

Jetzt komme ich an den weißgelblichen Kasernen vorbei. Sie
sind tot. Ausgestorben. Ihr junges Herz ward an den Fronten
erschlagen. Abscheuliche Zuchthäuser, die ihr nie euer eigenes Herz
geliebt habt: die Jugend, die euch Leben und Kraft gab! Ihr Ka-
sernen, ihr waret immer nur die große Eier, Eier nach Nacht!

Mein Herz sagt meinem Groll kurze Worte: schweige und
schaue! Ja, ich schaue. Die Stadt liegt mit ihren letzten Häusern
bereits hinter mir. Die Sonne fliegt wie ein hellgelber Fasan über
den weißfrohen Osthimmel des frühen Morgens. Neben mir gehen
Kastanienbäume mit zusammengelegten grünen Bauernschirmen. Ich
höre ein leises Wimmern, und dann zeigen meinem aufhorchenden
Herzen die Kastanienbäume ihre jungen Blattriebe: sie sind braun-
schwarzlich umfranst, es hat der Nachtfrost dem jungen Sehnen häß-
liche, rohe Fußstritte verseht.

Staubig ist meine Straße. Meine alten Kommissstiefel sind be-
reits grauweiß überhaucht. Ein Auto braust orangengelb an mir
vorbei. Dann kommt ein Mißwagen — zwei kleine braune Kühe
davor, abgearbeitet — mit wehen Runen über den milden braun-
schwarzrosigen Augen. In diesem Augenblick muß ich an meine
Mutter und an meine Frau denken.

Ein Bauersmann pflügt. Mit einem einzigen Schimmel. Der
ist mager. Die Pflugschar ist wie ein neuglänzender riesiger Taler,
den der Bauersmann vor sich herrollt. Blaue Raben krächzen.

Ich biege links ab. Ich verlasse die Staatsstraße. Der Gutshof.
Das Herrenhaus. Gelbweißgraue Gardinen flattern aus einem
Fenster. Plötzlich sieht mein Seelenauge ein hohes, weißes Bett.
Blanke Mädchennamen suchen. Lautes Gähnen. Braune Zöpfe über
hoher kirchblütenweißer Stirn. Irisblaue Augen, die gar nicht zu
braunen Zöpfen passen. — Aber was! Zum Teufel, die Guts-
tochter, das sind ja gar keine braunen Zöpfe — das da sind
schlagende Pferdeschweife. Die Pferde grasen am lehmfarbenen
Weißer. Ein roter Fischkopf lugt aus dem Wasser herauf. Er
stiert auf mich mit grohen, flammenroten Augen. O ja! o ja! —
ich denke noch an die Feuer meiner Fabrik!

Wald. Am sandigen weißen Pfad liegen Leichen. Verstüm-
melte Leichen. Die abgesägten Leiber riesiger Eichbäume. Ich sehe
schnittfrische Baumstümpfe, und ich fühle den Schrei der Eichbaum-
füße nach ihren Stämmen — nach ihren Leibern.

Buchenwald. Jartes Grün an einigen Bäumen. Andere mit
rotbraunem Gelbem Geknospe. Silberglanz um hochstrebende Säulen-
stämme. Ich muß an die Säulen des Kölner und Mailänder Doms
denken. Und dann denke ich gar nichts mehr; ich fühle nur noch.
Mein Herz ist ein rotes Vöglein geworden, es sitzt auf blauem Ge-
zweig, und Finken und Amseln und Spechte und Meisen — alle
umtosen sie mich. Ihr Gesang gilt mir, und die Sonne bläst auf
dem golden funkelnden Baldhorn. Der Wind aber tanzt.

Ich gehe talab. Neben dem Bache her. Es duftet nach junger
Krauseminze. Der Bach spielt Klavier. Seine weißen Finger sind
silbern beringt.

Keinen Falter sehe ich. Ich höre keine Biene. Aber über mir
— im Zenith — dort fliegen wolkenweiße Reiher mit langen, roten
Schnäbeln. Sie sind wie segelnde Schiffe im Meer — das ist farn-
blütenblau geworden. Mittag! Mittag!

Heiß ist die Sonne. Mein Schritt wird müde. Ich sah stunden-
lang keinen Menschen. Ich fühle mich einsam. Ich fühle einen Vor-
wurf: meine Genossen sind am Werk! Warum mußte ich hinaus?
Frühling! Frühling!

Jetzt marschiere ich wieder auf einer Chaussee. Schnellzüge
donnern neben mir her. Ich sah die lebenspulsende Maschine. Wie
stolz und stark und siegend sie dahinbraust! Wie die Sehnsucht
meiner Träume.

Und auch ich werde stolz. Solche Maschinen baue ich, ich helfe
sie bauen. In den Maschinen liegt ein Stück von mir, meine Ar-
beitskraft durchbraust ihre Zylinder; ohne mich wäre jene Maschine
nicht da — ich bin ihrer ein Teil.

Mein Blick wächst. Ich sehe über mich. Ich hasse dich nicht
mehr — Arbeit! Du bist das große Befreiende, das Dahinstür-
mende — Arbeit, auch du bist mein Frühling!

Karl Reumann.

Neu vom Radium.

Radium war für die meisten bisher ein Zauberwort aus dem Bereiche des Laboratoriums — ein Spielzeug der Wissenschaft. Aber was heute ein wissenschaftliches Spielzeug ist, kann morgen ein Allverwendungsbedarf sein, und schon bildet Radium die Grundlage einer schnell wachsenden Industrie.

Zurzeit gibt es, wie wir einem Beitrag des „Kosmos“ entnehmen, im ganzen nur drei oder vier Gesellschaften, die Radium gewerbsmäßig herstellen, und die größte davon erzeugt jährlich nur etwa eine Unze (28 Gramm). Das ist aber keine unbedeutende Menge, wenn man bedenkt, daß sich der ganze Weltvorrat an reinem Radium heute überhaupt nur auf wenige Unzen beläuft und daß der Marktpreis eines Gramms $\frac{1}{4}$ Million (Gold-) Mark beträgt.

Verwendet wird es bisher in der Heilkunde und bei der Herstellung von Leuchtstoff für Zifferblätter, Zeiger elektrischer Umstellung von Leuchtstoff für Zifferblätter, Zeiger elektrischer Umbau in wissenschaftlichen Instituten für Forschungszwecke. Ist doch die Erforschung des Radiums und seiner Eigenschaften eine der Hauptwurzeln der neuen Theorien von den Atomen und chemischen Elementen gewesen, jener Theorien, die so manchen als absolut sicherer Besitz geltenden Lehrsatz der Physik und Chemie gestürzt haben. Viele werden sich wundern, daß ein so über alles kostspieliger Stoff an billigen Uhren oder einem geringwertigen Zeiger Verwendung finden kann. Und es wird sie ebenso überraschen, daß nicht das Radium leuchtet, sondern andere Stoffe, die beim Vorhandensein winziger Radiummengen leuchtend werden. Es handelt sich nämlich hier um eine Art Lumineszenz (Leuchttracht); ähnlich wie bei der Bestrahlung mit Röntgenstrahlen, die ja auch selbst nicht auf unser Auge wirken, manche Mineralien stark aufleuchten. Schon sind mehr als 4 Millionen Uhren allein so behandelt worden, und doch war kaum $\frac{1}{4}$ Unze Radium für all den dabei benötigten Leuchtstoff erforderlich.

Außerdem hat sich Radium auch als wertvolles Heilmittel in der Behandlung von Krebs, Geschwüren und anderen bösartigen, wie vielen minder lebensgefährlichen Krankheiten erwiesen. Diese Heilwirkung verdanken wir der Eigenschaft des Radiums, Strahlen auszuenden, die α -, β - und γ -Strahlen, von denen besonders die sehr energiereichen Röntgenstrahlen ähnlichen γ -Strahlen sehr wirksam sind. Um der stark ansteigenden Nachfrage der Ärzte nach dem Mittel zu begegnen, ist vor kurzem in den Vereinigten Staaten die Nationale Radiumbank, mit Geschäftsstellen im State New York, gegründet worden. Die „Bank“ beruht auf einer Einlage von Radium im Werte von 375 000 Dollar — eine bloße Prife — und dies soll ausgeteilt werden, ganz als ob es Geld wäre. Genügende Sicherheit und Zinszahlung wird nach dem Werte des entliehenen Radiums zu leisten sein. Das „Kapital“ wird man nach Bedarf erhöhen.

Seitdem der Weltkrieg die Herstellung von Radium aus Uranerzen, besonders der Pechblende, in Europa stillgelegt hat, befinden sich zurzeit die Hauptgewinnungsquellen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten konnten infolge der Erzausbeute von Colorado und Utah binnen kurzem mehr Radium erzeugen als alle übrigen Länder zusammen. Von der Weltproduktion, die auf 100 bis 110 Gramm Radiumelement geschätzt wird, kommen allein 75 bis 80 Gramm aus amerikanischen Erzen.

Zur Herstellung der Leuchtmasse auf Zifferblättern benutzt man kristallisiertes Zinksulfid. Experimente lehren, daß Zinksulfidkristalle bei Anwesenheit von Radium leuchten, wobei das Zinksulfid von heftig ausgeleuchteten kleinsten Teilen, den α -Strahlen des Radiums, getroffen wird.

Außer der Verwendung auf Uhren und elektrischen Umschaltern findet die Industrie immer neue überraschende Benutzungsweisen für die geschilderte Leuchtmasse. Sie dient auf Luftschiff- und Automobilgeräten, Schiffskompassen, Manometern, Pistolenvisieren, Zifferblättern, zu Rinnensignalen, Hauskuchentöpfen usw. Eine Gesellschaft will ausschließlich leuchtende Hausnummern herstellen, und zwei der neuesten Errungenschaften sind die Verwendung zu Fischködern und zu Leuchttaugen von Puppen und Spieltieren.

Urgeschichte

Die Urgeschichte des Hauses im Spiegel des Grabes. Haus und Grab sind zwei Dinge, die für uns nichts mehr miteinander gemein haben, die aber in primitiven Zeiten aufs engste miteinander verknüpft waren. Die in allen Frühkulturen vorherrschende Anschauung von einem sinnlichen Weiterleben nach dem Tode brachte es mit sich, daß man dem Wanderer auf die letzte Fahrt auch seine Behausung mitgeben wollte, und wie man ihn in voller Gewandung, mit Waffen und Schmuck, mit Speise und Trank bestattete, so gestaltete man sein Grab auch in der Form eines Hauses, um ihm den Aufenthalt im Jenseits recht behaglich zu machen. Die Urgeschichte des Hauses ist daher bei ihren Forschungen hauptsächlich auf den gleichzeitigen Grabbau angewiesen, denn die ausgegrabenen Wohnbauten der vor- und frühgeschichtlichen Zeiten lassen ja zumeist nur den Grundriß erkennen. Aus den frühen Gräberfunden kann man also die

Urgeschichte des Hauses wie in einem Spiegel ablesen, und dies versucht Prof. Friedrich Behn in einem aufschlußreichen Aufsatz der „Anschauung“.

Der „Hausgedanke“ im Grabbau ist um so stärker wirksam, je primitiver die Kultur ist, während sich mit dem Fortschreiten der Zivilisation Haus und Grab immer weiter voneinander entfernen. Zunächst geht man so weit, den Toten im Hause zu bestatten, in dem die Ueberlebenden weiter wohnen. Dies Verfahren findet sich in zahlreichen urgeschichtlichen Beispielen und war im Dithmarschen bis ins 18. Jahrhundert üblich. Bisweilen findet sich auch die Teilung des Hauses zwischen Lebenden und Toten nach Stockwerken. Dann wird das Haus dem Toten überhaupt eingeräumt, und der Lebende errichtet sich ein anderes Haus. So entstehen Gräber, die vollständige Hausform haben. Dahin gehören drei große thüringische Fürstengräber vom Anfange der Bronzezeit, also aus den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. In zweien wird ein „Dachhaus“ dargestellt, ohne senkrecht aufgehende Wandung und mit länglich rechteckiger Grundform. In dem Grabbau von Nienstedt haben wir aber eine einzig dastehende Uebergangsform, indem hier die Entwicklung vom Dachhaus zum Wandhaus gezeigt wird. Aus der ursprünglichen Kuppelhütte entsteht allmählich das Rundhaus mit senkrecht aufgehender Wand. Nicht minder wichtig ist die Erforschung der sog. Steintüfen. Die Grabanlagen der Helmsdorfer Gegend aus einer etwas jüngeren Stufe der Bronzezeit lassen in der Lagerung der Steine eine Fülle wertvoller konstruktiver Einzelheiten erkennen, die dem wirklichen Hausbau entnommen sind. Das wichtige Problem der Entlastung eines Hohlraumes vom Druck darüberliegender Steinmassen findet hier verschiedene Lösungen, die für die Frühzeit überraschend sind. Mehrfach wird der Druck durch alternierende Lagerung der Steinplatten verteilt; auch das Bodenträgersystem ist angewendet, und man findet sogar schon echte Gewölbekonstruktionen.

Völkerkunde

Ein alkoholfreies Naturvolk. Während die Einführung des europäischen Feuertwassers bekanntlich meist eine Hauptursache für den Verfall von Naturvölkern gewesen ist, verhalten sich die Melanesier und die Papuas auf Neu-Guinea dem Alkohol gegenüber durchaus ablehnend. Hauptmann Degner, der lange Zeit in unserer jetzt verloren gegangenen australischen Kolonie gewohnt hat, teilt darüber mit: Weder die Melanesier der Küstestriche noch die Papuas kennen oder genießen alkoholische Getränke, sei es selbstgebraut, sei es in eingeführter Form. Eingeborenensöhne, die viele Jahre im Dienste von Europäern gestanden haben und mit dem Gebrauch und der Wirkung von Spirituosen vom Sehen, von Hülfeleistungen beim Zurichten, auch vom gelegentlichen Versuch bekannt geworden sind, kehren in ihre Heimat zurück, ohne von der Sucht nach Alkohol angefaßt worden zu sein. Das unterstützt die Ansicht, daß die Melanesier und Papuas sich niemals an das volkzerstörende Gift gewöhnen werden. Das einzige anregende, zuweilen auch berauschende Genußmittel, das sie kennen, das aber auch auf die Küstestriche und die Mittelgebirge beschränkt ist, besteht neben dem Tabakrauchen im Betelskauen. Freilich sind Fälle von so leidenschaftlichem Betelgenuß beobachtet, daß sinnlose Berauschtigkeit eintrat und tierische Wutausbrüche erfolgten; der Betelskauer endete dann als Amokläufer. In den Hochländern ist das Betelskauen aber unbekannt, anstatt der braunschwarzen überglänzten Gebisse der niederen Völkergeschlechter blicken dem Wanderer tadellose weiße Zahnreihen entgegen.

Naturwissenschaft

Die Ringeltaube als Großstädter. In den letzten Jahrzehnten hat sich eine ganze Reihe deutscher Vogelarten dem Menschen der Großstadt in augenfälliger Weise genähert, und einige der scheuesten Bewohner des Waldes, wie Amsel, Stockente und Ringeltaube, deren Fluchtsinstinkt im Walde so stark ausgeprägt war, sind in den Gartenanlagen der Großstädte zutrauliche Gäste des Menschen geworden. Mit der Einbürgerung der Ringeltaube als Großstädter beschäftigt sich ein Aufsatz von Dr. Otto Schnurre in „St. Hubertus“. Er betont, daß ja der Fluchtsinstinkt der Tiere nicht das Ursprüngliche ist, sondern daß die Vögel auf Inseln, die noch keines Menschen Fuß beirat, von verblüffender Dreistigkeit sind. Erst indem der Mensch dem Vogel im Wald nachstellte, zwang er ihm die Scheu auf, und die in den Stadtgärten nistenden Tiere haben sehr bald begriffen, daß der Mensch sie hier nicht jagt und daß sie hier in Ruhe leben könnten zu „Straßenpflastervögeln“ geworden, so die Drossel und die Amsel, deren Jubelsied man jetzt in so vielen Gärten der Großstadt erschallen hört. Bei der Ringeltaube ging die Entwicklung langsamer, und noch heute fehlt sie in manchen Großstädten gänzlich. Doch wird auch sie immer mehr zum Großstädter werden, denn diese Entwicklung hängt mit der Zunahme des Gartenbaues in Deutschland und mit der immer größer werdenden Einförmigkeit der Wälder zusammen. Die forstliche Bevorzugung der Fichte in unseren Wäldern läßt auch die große Taube die abwechslungsreiche Vegetation des Gartens dem düsteren Nadelwald vorziehen, und je breiter der grüne Kranz um unsere Großstädte wird, je mehr sie auch im Innern sich mit grünen Inseln beleben, desto heimischer fühlt sich die Ringeltaube in dem steinernen Meer. Sie scheint auch ursprünglich weniger dem geschlossenen Urwald als dem Grenzgebiet zwischen diesem und der Steppe angehört zu haben, und deshalb sind ihr die Garten- und Parkanlagen mit ihrer bunten Baum- und Buschflora sympathischer als der Wald. So wird sie zum Großstädter.